

„Wenn Menschen mit Demenz Prophetinnen und Propheten sind - Anregungen für den Weg demenzsensibler Kirchgemeinden“

Ganz herzlichen Dank für die Einladung!

Ich freue mich sehr, heute hier zu sein und einige Geschichten mit Ihnen zu teilen. Der Schriftsteller Jorge Bucay hat einmal gesagt: „Kindern erzählt man Geschichten zum Einschlafen. Erwachsenen, damit sie aufwachen“. Ich hoffe, Sie zumindest mit meinen Geschichten zu beleben und anzuregen. Es werden Geschichten aus dem Alltag ganz normalen Kirchengemeinden sein. Gemeinden, die in ihren Haltungen, Strukturen und Prozessen einen besonderen Blick darauf werfen, dass Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen als Teil der Gemeinde nicht klammheimlich verloren gehen. Dass sie weniger übersehen oder ausgegrenzt werden. Dass sie nicht nur *am* Leben, sondern *im* Leben der Gemeinde bleiben. Zwar vergesslich, aber keinesfalls vergessen.

Und auch, wenn das Oberthema dabei das der demenzsensiblen Kirchengemeinde ist: Letztlich geht es dabei nie nur um Menschen mit Demenz und ihren Angehörigen. Sondern grundsätzlich um Lebensorte, an denen unterschiedliche Menschen gut vernetzt zusammenleben, lernen, arbeiten, wohnen und glauben können – und genau darin miteinander Kirche und Gemeinde sind. Die Frage, die ich mir seit 10 Jahren stelle, ist: was genau können wir tun, um die Vielfalt in unseren Kirchengemeinden zu fördern? Und dies möglichst so, dass diese Vielfalt nicht nur als Herausforderung, sondern als Bereicherung für viele erlebt werden kann!

Denken wir zu Beginn gleich einmal quer und nehmen wir an, dass Menschen mit Demenz Prophetinnen und Propheten sind... dass Sie uns etwas wichtiges zu sagen haben. Dass sie uns zu Lehrmeisterinnen und Meistern werden können und wir – als Kirche, als Schwestern und Brüder, als ihre Schüler - diejenigen sind, die ihre Unterstützung brauchen.

Von Papst Franziskus stammt die Aussage: Prophetisches Wirken ist immer darauf ausgelegt, „Tore zu öffnen, Wurzeln zu heilen, Sozialkritik zu üben und die Zugehörigkeit zum Volk Gottes zu stärken“.

Was, wenn es in einer demenzsensiblen Kirchengemeinde genau darum geht? Dass wir Tore für viele öffnen, wenn wir angestoßen von der besonderen Situation und den Bedürfnissen von Menschen mit Demenz unsere Begegnungsräume erweitern. Dass wir Wurzeln unseres Menschseins und unserer Kirche heilen,

wenn wir lernen und begreifen, wie normal es ist, verschieden zu sein. Dass wir die Sozialkritik begreifen, die in einer Seinsform menschlichen Lebens verborgen ist, die unser gängiges Menschenbild und Leistungsprinzip gehörig auf den Kopf stellt. Und es unser aller Zugehörigkeit zum Volk Gottes stärkt, zu verstehen, dass der menschliche Anspruch einer „Kirche für alle“, durch ein göttliches Versprechen getragen wird. Der Züricher Theologe Ralph Kunz hat das mal so schön formuliert: Letztlich ist die Verheißung von Gottes bedingungsloser Freundschaft und Liebe zu den Menschen die Basis jeder inklusiven Gemeindepraxis. Das hebt die Verantwortung der Gemeinde nicht auf. Es beflügelt sie. Denn dafür, dass die göttliche Verheißung kein leeres Versprechen bleibt, sorgt die Menschlichkeit in der Gemeinde. Und: Gibt es eine schönere Aufgabe als diese, menschlicher zu werden?!

Demenzsensibel heißt in diesem Zusammenhang nichts anderes als dass wir als Kirche noch mehr als bisher bedürfnissensibel, systemsensibel, grenzsensibel, ja menschsensibel werden. Und falls Sie sich fragen: Wieso? Warum sollten wir das tun? Dann gibt es gute Gründe - auch über einen evangeliumsgemäßen Zugang und Auftrag hinaus:

Zum einen... weil es ein Ausdruck einer zukunftsfähigen und menschenfreundlichen Kirche ist. Und diese Kirche altert. Wenn man sich die Mitglieder-Statistiken vieler ev. und kath. Kirchengemeinden nicht nur in Deutschland anschaut, dann fällt auf, dass die Altersstruktur vieler Kirchenmitglieder der, der Gesellschaft um bis zu 30 Jahre voraus ist. D.h., wir haben in vielen Kirchengemeinden jetzt schon die demographische Verteilung, die wir in den Kommunen in 30 Jahren erwarten. Kurz gesagt: die gesellschaftliche Zukunft ist längst kirchliche Realität. Und damit können Kirchengemeinden zu gesellschaftlichen Lernorten, zu Pionieren werden, in denen wir Erfahrungen machen, wie ein gemeinsames Leben von Menschen mit und ohne Demenz in unserer Gesellschaft gelingen kann. Und was dafür funktioniert und nicht funktioniert.

Und das Zweite: Weil die Beschäftigung mit diesem Thema einem Bedürfnis, einem Bedarf von Menschen mit Demenz und ihren Angehörigen entspricht. Weil sie selbst uns diesen Auftrag geben und Kirche (noch!) als ein wichtiger Sozialakteur wahrgenommen und eingefordert wird. Es gibt eine Untersuchung der ehemaligen Landesstelle für pflegende Angehörige in NRW, die Angehörige gefragt hat: Von wem wünschen Sie sich mehr Kenntnisse und einen sensibleren Umgang mit dem Thema Demenz? Und nach den Hausärzten an erster Stelle und

der Verwaltung/ Behörden wurden an dritter Position Vereine und Kirchengemeinden genannt. Und auch ich selbst habe in meiner Arbeit als Seelsorgerin in der Gerontopsychiatrie immer wieder gehört und erlebt, wie Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen gesagt haben, „es tut uns so gut, an die vertrauten Botschaften und Rituale der Kirche anknüpfen zu können. Eine Zugehörigkeit & einen Zuspruch zu erleben. Und das erst einmal gar nicht in besonderen Veranstaltungen, sondern dem ganz normalen Gemeindeleben“. Das heißt wir reden über religiöser Kraftquellen, die einen Beitrag zur Selbstgewissheit, Glaubensgewissheit und Lebensgewissheit bieten. Und über Riten & Routinen, Formeln und Formen, die in dieser lebensgeschichtlichen Verankerung und Tradition kein anderer Sozialakteur mitbringt.

Wenn das so ist, dass die Kirchen doch ein Interesse an Ihrer Zukunftsfähigkeit haben müssten und die betroffenen Menschen nicht selten ein Bedürfnis und damit einen Auftrag an Kirche, dann fragt man sich, was genau es denn schwer macht und woran genau es eigentlich hapert, um an dieser Stelle gut zusammenzukommen!

Denn das da etwas hakt, ist mir spätestens bewusst geworden, als ich in Vorbereitung unseres Projektes, unterschiedlichste haupt- und ehrenamtliche Akteure angerufen habe. Und gefragt habe, „Ist das überhaupt ein Thema für Sie? Können Sie meine Unterstützung brauchen?“ Und ich – zumindest im Kölner Raum - mehrfach zwei Antworten gehört habe: „Menschen mit Demenz? Die gibt's in unserer Kirchengemeinde nicht“ (was statistisch gesehen höchst unwahrscheinlich ist. Aber ein Phänomen beschreibt, das man ernst nehmen sollte! Dass betroffene Menschen und ihre Angehörigen insgesamt in der Gesellschaft oft wenig sichtbar sind). Und die 2. Antwort war: „Ja Menschen mit Demenz, die leben ja in der Seniorenresidenz am Dom oder dem St. Anna-Stift und dafür sind wir nicht zuständig“

Ausgrenzung beginnt da, wo die Seelsorge in stationären Einrichtungen als Zusatzaufgabe gewertet wird. Wo Altenheime „in aller Regel nicht als Orte wahrgenommen werden, die zur Gemeinde gehören oder selbst Gemeinde sind.“ Mal davon abgesehen: dass zwischen 60-70% der betroffenen Menschen zu Hause leben – und damit im alltäglichen Lebens- und Wohnumfeld der Kirchengemeinde versorgt werden, ist vielen Menschen bis heute zu wenig bekannt.

Das Projekt, von dessen Erfahrungen ich heute erzähle, begann mit der Sammlung kleiner Beispiele und Alltagserzählungen, in denen deutlich wurde, wie Menschen mit einer Demenz und ihre Angehörigen sich meist klammheimlich aus wachsender Scham, Unsicherheit und Angst aus dem kirchlichen Leben zurückziehen. Und wie schnell es gehen kann, dass die Unsicherheit und Rückzugstendenzen auf Seiten der einen und die Unkenntnis, Irritation, manchmal auch fehlende Sensibilität auf Seiten der anderen zu Ausgrenzung führen können. Vielerorts gelingt uns in der Kirche nicht automatisch besser, woran wir gesamtgesellschaftlich weiterhin scheitern!

Ich denke dabei z.B. an eine Frau aus unserer ersten Projektgemeinde, deren Tochter davon berichtete, dass ihre Mutter seit 20 Jahren zu einem festen Kreis der örtlichen Kirchengemeinde gehörte, bis eines Nachmittags bei einem Frauenhilfe- Treffen etwas passierte, von dem sie später nach Hause kam und sagte: „Da gehe ich nicht mehr hin!“. Was war passiert? Die Frau hatte vergessen, wo ihr üblicher Stammplatz an solchen Nachmittagen war. Und sie hatte sich bei dem monatlichen Treffen fälschlicherweise auf die „falsche Seite“ gesetzt. Also sie, die seit Urzeiten zu den Dellbrückern gehörte, die immer an der Wandseite Platz nehmen, saß plötzlich auf der Fensterseite des Gemeindesaals, wo traditionell die Holweider sitzen. Und statt sie anzusprechen und zu fragen, ob das einen Grund hat, dass sie jetzt hier sitzt und sie wie immer mit zu den anderen zu holen, waren die anderen empört („sie hält sich wohl für was besseres“), haben sie beim Kaffeetrinken geschnitten, nicht mit ihr gesprochen so dass sie später nach Hause ging, in dem Gefühl: ich habe etwas falsch gemacht, weiß aber nicht genau was. Und es erschien ihr sicherer, beim nächsten Mal lieber zu Hause zu bleiben.

Oder ich denke an einen Pfarrer, der zum Ende eines Gottesdienstes an der Kirchentür zu einem an Demenz erkrankten Gemeindeglied sagte: „Denk dran, für Dich sind ja ab jetzt unserer Diakoniestationen zuständig“. Und der Mann – sicher ungewollt – die Botschaft erlebte: 60 Jahre war ich Gemeindeglied, für den der Pfarrer zuständig war – nun bin ich Symptomträger einer bestimmten Erkrankung und werde plötzlich einem professionellen Hilfesystem zugehört und reduziert auf einen Menschen, der Pflege braucht.

Ich möchte ein drittes Bsp. gleich mit einer kurzen praktischen Übung verbinden. Stellen Sie sich bitte vor, Sie sitzen in einem Sonntagsgottesdienst, haben gebetet, gesungen und liturgische Teile gesprochen, als in der Mitte der Predigt laut

vernehmbar in der Reihe hinter Ihnen der Satz erklingt: „Mir ist langweilig. Ich will nach Hause“.

1. Meine erste Frage an Sie ist (und ich bitte Sie, diese kurz für sich zu beantworten): „Was können Sie tun, um diese Situation weiter zu verschärfen?“ (Pause!)

„Missbilligend den Kopf schütteln (vielleicht begleitet von einem Geräusch wie...), sich empört ihrem Nachbarn zuwenden, die Köpfe zusammenstecken, sich umdrehen und „psst“ machen oder – auch beliebt - auffordernd und strafend die Begleitperson anschauen.

1. Ich möchte Sie bitten, kurz mit ihrem Nachbarn/ Nachbarin zu überlegen: Welche Werte oder Qualitäten im Umgang miteinander wären jetzt hilfreich? Welche innere Ausrichtung (Qualität) würde einen „Erlaubnisraum“ für verschiedene Lebensäußerungen begünstigen und das vermeintliche Drama damit zu reduzieren? (Bsp. Toleranz, Humor, Gelassenheit, Liebe)

Der Pfarrer einer unserer Projektgemeinden, dem diese Situation passierte, antwortete nach einem ersten Moment der Irritation von der Kanzel: „Gut dass Sie Bescheid sagen. Ich bringe diesen Gedanken zuende. Und dann singen wir wieder ein Lied“ – was er also gemacht hat war, er hat diesen Mann wahrgenommen, ernst genommen, ihn mit seiner Antwort und Dialogbereitschaft ins Recht gesetzt (also das Signal gegeben, nichts war oder ist falsch an solchen Lebensäußerungen – was so wichtig war, auch für schambesetzte Angehörige). Und wir üben in unseren Fortbildungsveranstaltungen solche Situationen ein, nicht um den perfekten Antwort-Satz als Lösung zu haben (den gibt es nicht), aber um Vertrauter mit dem Unvertrauten zu werden und in solchen Momenten aus einer wertschätzenden Haltung heraus zu agieren. Denn in solchen Momenten gewinnen oder verlieren Sie Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen - und prägen eine ganze Gemeinde!
Bsp. „Heil Hitler“ (-> Drama rausnehmen)

Mir ist wichtig, dass das Thema hier und heute nicht schöneredet wird. Das Beispiel zeigt auch: Menschen mit Demenz irritieren, stören, unterbrechen unsere heiligen Ordnungen - und fordern uns heilsam heraus, im Gemeindealltag einen offenen, einen „akzeptierenden statt korrigierenden Umgang“ mit spontanen Lebensäußerungen zu entwickeln.

Dafür braucht es gar nicht immer große neue Ideen und Konzepte, damit sich etwas verändert. Sondern eine menschensensible Achtsamkeit. Freundliche Begegnungen. Offene, einladende Räume, in denen Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen ihren Platz nicht zugewiesen bekommen, sondern stets willkommen sind... Die Ehefrau in dem eben genannten Beispiel berichtete uns, dass Ihr Mann vor allem wegen der schlechten Akustik im Kirchraum während der Predigt unruhig werde. In einer anderen Gemeinden brauchte es „nur“ klar ausgeschilderte und geöffnete Toiletten an den Gottesdienstorten, damit 2 Gottesdienstbesucher Ihre an Demenz erkrankten Angehörigen wieder mit zu den Sonntagsgottesdiensten brachten. Nur für dieses Thema gab es bis dato kein Bewusstsein. Und das ist typisch: Manchmal fehlen uns Lösungsansätze, weil es an vielen Stellen noch zu wenig Problembewusstsein gibt!

Ich möchte Ihnen 8 Faktoren vorstellen, die wir vor Ort beobachten konnten, die einen echten Unterschied gemacht haben:

1. Es ging uns von Anfang an um einen Blickrichtungswechsel, der davon ausgeht, dass eine Kirche ohne Menschen mit Demenz eine bedrohte Kirche ist. Wir haben deshalb in all unseren Prozessen nicht hauptsächlich auf die Frage geschaut, was können wir für Menschen mit Demenz tun... sondern: was fehlt uns, wenn Menschen mit Demenz in unseren Reihen fehlen? Fromm gesprochen: Welcher „Schatz im Acker“ geht uns hierbei verloren? In diesem Sinne geht es um eine Innenschau und Selbstvergewisserung für die Gemeinden! Und das ist so wichtig, weil es ist ein schmaler Grad ist, einerseits auf die besondere Situation der wachsenden Zahl von Menschen mit Demenz und ihren Angehörigen in unserer Kirche hinzuweisen. Und sie andererseits nicht zur „neuen Problemzielgruppe“ der Kirchgemeinden zu erklären. Die alleine aus demografischen Gründen „jetzt auch noch“ auf der ohnehin schon vollen Agenda der Kirchen erscheint - und häufig die Reaktion auslösen: „Um wen sollen wir uns denn noch alles kümmern?“

Wir haben gemerkt, dass wir es an vielen Orten mit einer erschöpften Kirche zu tun haben. Und es ganz wichtig war, Abstand vom Kümmerer- Gedanken zu gewinnen! Das heißt, den anderen eben nicht sofort unter dem Blick eines bedürftigen Hilfeempfängers und seines Anders- und Begrenztseins zu sehen. Sondern sich erstmal nur zu sensibilisieren für diesen Teil unserer Gemeindeglieder, die es schlicht erst einmal wahrzunehmen und wertzuschätzen gilt.

2. Das hieß auch, dass es ganz wichtig war, den Menschen von Anfang an die Angst zu nehmen und deutlich zu machen: An vielen Orten geht es gar nicht darum, etwas Zusätzliches zu machen. Aber das Bestehende anders zu machen! Damit meine ich, dass wir an den allermeisten Orten keine neuen, exklusiven Angebote brauchen (dazu fehlen uns schlicht auch oft die dauerhaften Ressourcen). Aber die bestehenden Angebote so überprüfen und gestalten, dass unterschiedliche Menschen leichter daran teilhaben können. Also, erst einmal kein Demenz-Café, aber das Kirchen-Café im Anschluss an den Gottesdienst bei einer Suppe so gestalten, dass Menschen mit Demenz ohne große Schwierigkeiten daran teilnehmen können. Oder: Keine neuen Besuchsdienste für Menschen mit Demenz gründen. Aber die Ehrenamtlich, die sowieso Geburtstags- und Krankenbesuche machen, vorbereiten, ermutigen und für den Umgang mit Besonderheiten unterstützen. Das ist auch der Grund, warum wir uns entschieden haben, in unserem Projekt keine gesonderten Gottesdienste oder Andachten für Menschen mit Demenz zu gestalten, sondern regelmäßig 3-4x jährlich Sonntagsgottesdienste für alle Sinne zur ganz normalen Gottesdienstzeit zu gestalten. Denn das Schöne ist: im „gemeinsamen Dritten“ – im gemeinsamen Singen, Beten, erinnern, erzählen, besuchen und Suppe essen – realisieren sich Teilhabeprozesse, ohne dass es explizit darum geht, bewusst etwas „Inklusives“ zu tun. Teilhabe ist dann keine Sonderaufgabe, die von einigen wenigen Haupt- und Ehrenamtlichen gemacht wird oder von oben verordnet wurde. Teilhabe geschieht. Und entspinnt sich dann über gemeinsame Netze statt eines Einzelkämpfertums.

3. Die allermeisten Kirchengemeinden, die ich kenne, denken in Hilfsangeboten. Was wir brauchen, ist mehr vom Gegenteil: Mehr Beteiligungsmöglichkeiten statt Hilfsangebote. Wenn von „gelingenden Sorgeskulturen“ gesprochen wird, so ist damit eben nicht gemeint, dass Menschen mit einer Demenz, ausschließlich oder auch nur primär als „Sorge-Empfangende“ betrachtet werden. Sondern da wird es spannend, wo wir den Menschen zutrauen, weiterhin etwas zu geben zu haben. Bsp.: als Seelsorgerin hatte ich zwei demenzerkrankte Küster, die nach jedem Gottesdienst die Gesangbücher zurückgeräumt haben & die weiße Tischdecke am Altar falteten! In einer Projektgemeinde fegen zwei Herren mit Demenz jeden Samstag den Kirchplatz. In den Debatten, die ich beobachte, wird im kirchlichen Kontext viel auf Bedarfe und Bedürftigkeit geschaut aber selten die Fähigkeiten gesehen, die viele Menschen mit Demenz auch in ihrer Erkrankung noch haben.

4. Alle 12 Gemeinden, die wir in den letzten Jahren begleitet haben, hatten ein Bewusstsein dafür, zu sagen: „Was wir brauchen ist irgendwie eine andere

Haltung den Menschen und dem Thema gegenüber!“ Und es gab Kirchengemeinden, die gesagt haben: Wir brauchen erst die passende Haltung, bevor wir zu handeln beginnen können – und die relativ viel Energie in den Debatten und Diskussionen zum Krankheitsbild, Menschenbild, Gottesbild und ihrem Gemeindebild verbraucht haben. Und es gab andere, die gefragt haben: welche kleinen Schritte und Handlungsspielräume können wir nutzen, um neue Erfahrungen zu machen und Geschichten entstehen zu lassen. Ich erinnere mich an einen Priester, der sagte, ich weiß erstmal recht wenig über diese Krankheit und die dazugehörigen Menschen, aber ich lade gezielt im nächsten Monat zu einem Gottesdienst ein und dann gucken wir mal, was passiert. Was wir gemerkt haben: *Wenn ich Praxis vor Ort verändere, verändert sich darüber – nach und nach – auch die Haltung.* Und alleine einen Mann mit einer Demenz und seine Frau in das Vorbereitungsteam eines Gemeindefestes einzuladen, ermöglichte die für viele Menschen die erstaunliche Erfahrung, dass betroffenen Menschen oft selber sagen können, was sie möchten und dies auch gerne tun (ich zitiere den hinter vorgehaltener Hand gesagten Satz: wir haben erlebt, „unsere Nachbarin ist dement, aber nicht doof“). Und das sind Erfahrungen, die verändern Haltungen!

5. Wenn man sich die Gründe anguckt, warum in vielen Gemeinden eher wenig Menschen mit Demenz präsent und sichtbar sind, dann ist schon deutlich geworden, dass Angst und Scham, im heiligen Raum der Kirche unangenehm aufzufallen und etwas nicht richtig zu machen, nicht nur ein wesentliches Thema auf Seiten der Betroffenen und ihrer Angehörigen sind. Sondern Angst & Scham auch ein zentrales Element vieler hauptamtlicher (und ehrenamtl.) Akteure in der Gemeinde. Die im Prozess dieses Weges - oft hinter vorgehaltener Hand - durchaus auch sagen, ich bin auch froh, wenn Menschen mit Demenz nicht zu meinem Diavortrag in der Frauenhilfe oder in meinen Gottesdienst kommen, denn ihr Verhalten verunsichert mich und macht mir – besonders in der Öffentlichkeit und auf der Bühne der Gemeinde – Angst. Das heißt für uns, dass wir uns mehr als bisher fragen müssen: Was braucht es, um Angst in Vertrauen zu wandeln? Wie gestalten wir angstfreie Räume, um über Bedenken und Fragen jenseits einer kirchlichen „Hochglanz-Rhetorik eines Leitbildes“ ehrlich ins Gespräch zu kommen. So dass die beidseitige Angst & Scham vielleicht sogar zu einem Schlüssel der Menschlichkeit und eine Brücke zur Begegnung werden kann. Statt in einer Angstvermeidungsstrategie zu einem Graben der Kontaktvermeidung zu führen.

6. Genau dafür haben wir Bildungsveranstaltungen konzipiert. Und versucht, neue Konzepte zu entwickeln, in denen das Thema Demenz vor Ort gar nicht so sehr unter dem Aspekt der „Wissensvermittlung“ aufgegriffen wird und ein Arzt über die Symptome des Krankheitsbildes berichtet. Sondern wir über kreative Formate, Beteiligung von Betroffenen und sinnliche Methoden eher eine Herzensbildung anstoßen. Ich glaube, dass wir gerade in diesem Thema mehr Zeit und Energie darauf verwendet sollten, um zu überlegen, wie wir Bildungs- und übrigens auch Tagungskonzepte so weiter entwickeln können, dass diese nicht ausschließlich den Verstand ansprechen. Denn im heutigen Thema geht es um „Herzensbildung statt Wissensvermittlung“, an Orten, an denen der Geist der Liebe weht...

7. Das heißt auch: dieses Thema keine Frage der Diakonik sondern der Kybernetik. Damit ist gemeint: Inklusion und Teilhabe sind ein Leitmotiv für die Gemeindepraxis an sich - und damit ist es ein Thema der Gemeinde-entwicklung und des Gemeindeaufbaus. Und es kann zwar sein, dass bestimmte Erfahrungen in Seniorengruppen den Anstoß der Beschäftigung mit dem Thema geben. Aber das Thema darf sich nicht darin erschöpfen, dass Seniorengruppen geschult werden oder der Diakonieausschuss mal einmal das Thema „Demenz“ auf die Tagesordnung nimmt. Eine Idee, die manche Kirchengemeinden aufgegriffen haben, ist einen Projektmonat zum Thema zu machen. Und dann in allen Predigten und Ansprachen das Thema aufzugreifen, auch mit den Konfis/Firmlingen dazu zu arbeiten, im Kindergarten, in der Lektoren-Gruppe, in der Gemeindebücherei, dem Kirchenchor, der sich mit Fahrgemeinschaften beschäftigt hat usw.

8. Was man an diesen Beispielen merkt, ist dass es dabei vor allem um eine Qualität des Miteinanders geht. Also um Prozesse, statt sofort messbarer Ergebnisse. Wir sind von unseren Geldgebern immer wieder nach einem inklusiven Gottesdienst am Sonntagmorgen gefragt worden, wie viele der Anwesenden denn nun „dement“ gewesen seien. Mal abgesehen davon, dass genau diese Denkweise eine Reduzierung und Stigmatisierung befördert, von der wir ja wegkommen wollen, berührt dies die ganz grundsätzliche Frage in solchen Projekten: „was genau ist ein Erfolg? Und wie lässt sich dies messen?“. Ein Erfolg ist, wenn in der Gemeinde selbst ein Problembewusstsein zu solchen Fragen entsteht – und wir im Sozialraum weniger in Sektoren, Zielgruppen, Zuständigkeiten, sondern in Qualitäten des Miteinanders denken. Statt zu fragen „Hat es sich gelohnt?“

Schlussteil: Unsere Erfahrungen zeigen, dass es an den meisten Stellen gar nicht um große Projekte, sondern um kleine Schritte geht! Viele Ideen, sind ohne großen Aufwand umzusetzen. Andere braucht Zeit, fachliche Kompetenzen und finanzielle Ressourcen. Ich gehe davon aus, dass für jede Kirchengemeinde Schritte möglich sind, auch wenn sie dem ein oder anderen vielleicht noch so unbedeutend erscheinen mögen. Ein Motto, das ich dazu hilfreich finde, ist: „Sehen was ist. Machen was geht“. Nicht mehr und nicht weniger: „Sehen was ist! Machen was geht“ – z.B., indem wir:

- Bei der nächsten Chorfreizeit, im Pastoralteam, auf der Gemeindeversammlung bewusst darüber ins Gespräch kommen: Wo begegnen wir Menschen mit Demenz in unserer Kirchengemeinde? Wo vermissen wir sie zunehmend? Ist bei uns jeder/ jede willkommen? Begegnen wir uns gleichberechtigt? Wie genau sind in unserer Gemeinde unterschiedliche Menschen miteinander verbunden und füreinander da? Wo gelingt eine „wärmende Gemeinschaft“, was verhindert sie? Was fehlt uns als Gemeinde, wenn Menschen mit Demenz im Alltagsleben zunehmend in unseren Reihen fehlen?
- Vielleicht ist es ein gezielter Artikel, der in allen Bezirken im nächsten Gemeindebrief veröffentlicht wird. Und der einladend und wertschätzend auf die besondere Situation von Menschen mit Demenz in der Gemeinde hinweist. Der ihnen eine Stimme gibt. Oder ein Zettel in den Schaukästen: „Bei all unseren Veranstaltungen sind Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen herzlich willkommen“.
- Ich lade dazu ein, dass wir gemeinsam achtsamer mit unserer Sprache umgehen! Dass wir von „Menschen mit Demenz“ sprechen, statt „den Dementen“. Dass wir bitte nicht von „Demenzgottesdiensten reden (denn Gottesdienste sind ein Angebot für Menschen, nicht für Krankheitsbilder). Dass wir mehr mit ihnen als über sie sprechen usw.
- Nichts reduziert Ängste so sehr wie gemeinsame Erfahrungen – die vielleicht in Gottesdiensten am Sonntagmorgen beginnen, die elementar aber nicht kindlich, lebensnah, aber nicht trivial gestaltet werden – und dann auch Montags beim Bäcker, Dienstag im Supermarkt oder Mittwoch im Schwimmbad weiterhelfen können! Und über die die Gottesdienstbesucher hinterher manches Mal sagten: Sie wären sehr

erstaunt, dass die allermeisten Anwesenden ja doch sehr normal gewirkt hätten und trotz der Rollstuhlfahrer und Rollatoren gar nichts Schlimmes passiert sei. Heißt auch: unsere Bilder und Befürchtungen verhindern Begegnung oft mehr als die Realität.

- In einer Gemeinde wurden Gemeinderäume regelmäßig für Selbsthilfegruppen, Initiativen, ein monatliches Treffen einer Angehörigengruppe zur Verfügung gestellt. In allen Veranstaltungsbewusster alle Sinne mit einbezogen usw.
- Oder – ganz wichtig - wurden Familiengottesdienste im Altenheim gefeiert. Sodass der Begriff der Familie bewusst nicht nur von jungen Eltern nach unten zu ihren Kindern definiert wurde, sondern auch nach oben – von erwachsenen Kindern zu ihren älter oder alt werdenden Eltern. Und sich Zielgruppen, Symbolpredigten und Segenshandlungen (Bsp. Tiergottesdienst) gewinnbringend vermischen.

Fazit: Barriereabbau beginnt im Kopf. Immer geht es dabei um eine Vergrößerung von Möglichkeiten - manchmal ganz im Kleinen! Dies kann überall anfangen, hört aber nie auf...

Wir sprechen dabei von „Gaben und Aufgaben“ demenzsensibler Kirchgemeinden. Denn dieser Weg beinhaltet Aufgaben. Und diese sind in den Irritationen und Herausforderungen, die das Krankheitsbild Demenz auch mit sich bringen kann, nicht weg- oder schönzureden.

Und dieser Weg beinhaltet Gaben, von denen alle profitieren und auch Menschen ohne Demenz bereichert werden können. Sodass die vermeintliche Behinderung vielleicht sogar zur Begabung wird: wenn beispielsweise der laut geäußerte Ausspruch „Mir ist langweilig“ in einer Predigt nicht nur für Gelächter und Lebendigkeit im Gottesdienst sorgt, sondern beim anschließenden Kirchencafé plötzlich ein ehrlicher Austausch über die Gestaltung der Gottesdienste beginnt. Wenn in Veranstaltungen alle von einer Ruhe, Entschleunigung und Reduzierung auf das Wesentliche profitieren, die nicht nur Menschen mit Demenz gut tut. Wenn viele die Erfahrung machen, dass unsere Sinne ebenso wohltuend angesprochen werden, wie der Verstand und eine körpernahe Spiritualität neue Erfahrungen ermöglicht. Letztlich, wenn Menschen mit Demenz uns helfen, die Zerbrechlichkeit unseres Menschenseins nicht auszublenden, sondern wir diese anschauen, ernst nehmen und lernen, damit umzugehen.

Die beiden großen Fragen, die mich dazu antreiben, sind:

- Sind wir bereit, uns von Menschen mit Demenz heilsam verunsichern zu lassen – und diese Verunsicherung auch als Ressource und Motor zur Weiterentwicklung einer menschenfreundlichen und damit auch zukunftsfähigen Kirche und Gesellschaft zu sehen.
- Sind wir bereit, uns von Menschen mit Demenz bereichern zu lassen? Als Prophetinnen und Propheten, die Tore öffnen, Wurzeln heilen, Sozialkritik üben und die Zugehörigkeit zum Volk Gottes stärken können.

Weniger ist dabei oft mehr. Das gilt nicht für: Schweizer Schokolade ;-). Und für Menschlichkeit. Gemeinsame Zeit. Freundschaft. Liebe. Sinnlichkeit. Humor. Und das Bewusstsein, wie verletzlich und vollständig unser Leben in den Augen eines Gottes ist, für dessen Liebe unsere Gedächtnisleistung unwichtig ist.

Bsp. Zigarette?

Menschen mit Demenz sind und bleiben Kirche. Nicht wegen, nicht trotz sondern mit ihrer Demenz. Es kann sich lohnen, gerade dort nicht dauerhaft auf ihren Reichtum an Gaben und Bedürfnissen zu verzichten. Gott sei Dank!

Ich danke Ihnen sehr, für Ihre Aufmerksamkeit!